
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 239 Bydgoszcz/Bromberg, 19. Oktober 1938

Ein Mann, ein Schiff, ein Mädchen

Roman von Hans Langkow.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Seine ernsten Blicke flogen zu der Stelle hinüber, wo in der Ferne die Mündung des Guarani zur Bucht stieß. Die Mündung dieses Flusses, der aus dem dunklen, fieberschwangeren Urwalddickicht des unerforschten Innern kam.

Jemand, der neben ihm an der Reeling stand, fühlte seine Gedanken mit.

„Nun sind wir bald am Ziel, Mister Bruck", sagte Kate Bowman.

Er sah sie an.

„Mir wäre es lieber", seufzte er, „Sie wären nicht mit dabei. Aber es ist wohl vergeblich, Sie zu bitten, hier in Georgetown solange zu warten, bis wir mit dem „Albatros" zurückkommen."

„Ja, das wäre vergeblich, Mister Bruck", sagte sie und zwang sich zu einem Lächeln, „wir vom Kapitänstisch müssen nun einmal zusammenhalten."

Ich würde vor Sorge umkommen, dachte sie, wenn ich nicht dabei wäre.

Georg Brucks Sorge war nicht unbegründet. Seit dem Sabotageakt in der Funkkabine und dem Messerattentat war es klar, daß es Gegner auf diesen Planken gab, heimliche Feinde, Männer, auf die man sich nicht verlassen konnte, wenn die Gefahren der Flußfahrt drohten, wenn man gar kämpfen mußte, um Bob Deal der Gefangenschaft zu entreißen.

Auch seine Verhältnisse zu Ortez waren nicht dieselben wie einst. Er hatte das Vertrauen zu ihm verloren, seit der Stunde, da er erfahren hatte, daß Ortez üblen Farmklatsch über ihn und Evelyne an dieses harmlose, nette Mädchen weitergegeben hatte. Denn nur Ortez konnte von Evelyne erzählt haben, er war der einzige an Bord des Schiffes, der überhaupt von ihr wußte.

Damals, vor Habana auf Kuba, hatte er den Mexikaner unter vier Augen deswegen zur Rede gestellt. Aber geschmeidig war ihm Ortez ausgewichen. Er hatte sich wortreich und demütig entschuldigt.

„Ich habe mir wirklich nichts dabei gedacht, Mister Bruck", gab er immer und immer wieder zur Antwort.

Georg Bruck hatte es auf sich beruhen lassen. Er durfte sich nicht mit Ortez verzanken, denn der Mexikaner allein wußte, wo das Dorf war, in dem man Bob Deal gefangen hielt.

Es ging um den Freund, um seinetwillen hatte sich Georg Bruck beherrscht.

Gerade in diesem Augenblick kam der, an den er dachte, mit lautlosen, geschmeidigen Schritten auf ihn und Kate Bowman zu.

Das Schiff lag nicht am Kai. Es hatte etwas weiter draußen festgemacht. Man wollte nach den notwendigen Formalitäten mit den Behörden und nach der Aufnahme eines Lotsen für die Einfahrt in die Guaranimündung so schnell als möglich weiter.

„Kapitän Burns schickt ein Boot an Land, Mister Bruck. Vielleicht würde es auch Ihnen gut tun, wenn Sie sich auf dem festen Boden ein wenig die Beine vertreten würden, ehe es weitergeht. Vielleicht auch, daß wir Informationen über den Verbleib Bob Deals bekommen. Es treiben sich manchmal Eingeborene aus dem Innern in Georgetown herum, um Tauschgeschäfte zu machen."

Das wirkte bei Georg Bruck.

„Gut, Ortez! An Land denn!"

Auch Kate Bowman war begeistert.

„Ich komme mit", rief sie, „einen Augenblick, bitte, ich will nur meinen Apparat holen."

Schon eilte sie nach ihrer Kabine.

Unwillkürlich mußte Georg Bruck lächeln. Die Kameradin Kate war doch im Scherz und im Ernst immer die gleiche. Ein gewiß eigenwilliger, aber ausgeglichener Charakter.

Evelyne ten Schaulen war nicht so! —

Die Wanderung durch die heißen, von Menschen wimmelnden Straßen von Georgetown war nicht ganz so reizvoll, wie es sich die drei Wanderer vom „Albatros" gedacht hatten.

Gut tat es zwar, sich die Beine ein wenig zu vertreten und einmal nicht die schwankenden Planken eines Schiffes unter sich zu haben. Aber sonst bedrückte dieser Ausflug die Nerven mehr, als daß er sie entspannte.

Das Mittagessen, das sie, neugierig und hungrig nach Abwechslung, in einem englischen Hotel eingenommen hatten, war eine Enttäuschung gewesen. Es gibt eine internationale Tunke und bestimmte Gerichte, die auf der ganzen Welt in derselben langweiligen Zubereitung serviert werden. In ein solches Haus waren sie ausgerechnet geraten.

Es roch auch durchaus nicht gut in den Straßen. Postkartenbilder von exotischen Städten haben den unbedingten Vorzug, daß sie die ortseigenen Geruchseindrücke nicht vermitteln, es würde sonst auch manches von der exotischen „Romantik" verschwinden.

So schlenderten denn die drei ziemlich mißmutig durch die sonnendurchglühten Straßen. Man kreuzte eine enge Gasse, um möglichst schnell den Hafen wieder zu gewinnen, als Ortez, der voranging, einen ärgerlich-zornigen Ruf tat.

In einer Gruppe mitten in der Gasse hockender Eingeborener hatte er wegen der Enge der Straße und durch eigene Unvorsichtigkeit einen Mann unsanft angestoßen.

Der Indio schoß empor und sah wütend in das Gesicht des Mexikaners. Ein zorniger Wortschwall ergoß sich über ihn in einer gurgelnden Sprache, die Ortez aber zu verstehen schien.

Georg Bruck und Kate sahen, wie dem Mexikaner das Blut in das Gesicht schoß. Er hob die Faust und stieß in demselben Dialekt einige Worte hervor, die offenbar keine Schmeichelei waren.

Der Eingeborene, wie seine Begleiter halb nackt, mit einem rohen, aber nicht unschönen Gesicht und wilden langen Haaren, legte die Hand an den Griff der Machete, des spanischen Hausmessers, das ihm an einem schmierigen Strick um den Hals hing.

Einige seiner Begleiter aber schienen seinen Zorn nicht zu teilen.

Sie gurgelten ihm einige Worte zu, die ihn dazu veranlaßten, dem Mexikaner den Rücken zuzudrehen und zu schweigen.

Kate war zögernd hinter Georg Bruck stehen geblieben, der sich schon bereit gemacht hatte, Ortez beizustehen, falls es zu einem Kampf kommen sollte.

Ortez drehte sich lächelnd um.

„Kommen Sie nur", rief er, „keine Ursache zur Aufregung, die Schmierfinken sind halb so gefährlich wie sie aussehen."

Aber Kate Bowman konnte eines unheimlichen Eindrucks, den diese Menschen auf sie gemacht hatten, sich nicht erwehren.

Sie schauderte im hellen Sonnenschein zusammen.

„Welch unheimliche Menschen waren das! Man sollte nicht denken, daß es das in einer von Weißen bewohnten Stadt gibt."

Ortez klärte sie höflich lächelnd auf.

„Es waren Eingeborene aus dem Innern, Miß Bowman. Irgend so eine Horde streifender Urwaldindianer, die sich in die Stadt gewagt haben, um Tauschgeschäfte zu machen. Mit den Messern, die sie eintauschen, schneiden sie nachher andern die Hälse ab. Oder sie schießen mit vergifteten Pfeilen."

Ein heißer Klang war in seiner Stimme. Wollte er nun bloß mit seiner Ortskenntnis prahlen oder suchte er sich über etwas hinwegzuschwatzen, was ihn unangenehm berührte?

Georg Bruck hatte nur eines von seiner Rede begriffen.

Er blieb stehen und sah Ortez vorwurfsvoll an:

„Wandernde Eingeborene aus dem Innern, Ortez? Konnten Sie sie nicht nach Bob Deal ausforschen?"

Der Mexikaner biß sich auf die Lippen.

„Wenn der Bursche nicht gleich so frech geworden wäre, ich hätte es wohl getan, Mister Bruck."

Kate Bowman konnte noch immer nicht die ahnungsvolle Furcht loswerden, die sie unversehens befallen hatte.

„Hoffentlich hat das keine bösen Folgen mehr, Mister Ortez", sagte sie.

Der Mexikaner war wieder stehen geblieben. Man war am Ausgang der Gasse angekommen. Er warf einen flüchtigen Blick nach den immer noch mitten in der Gasse hockenden unbeweglichen Gestalten.

Es war ihm, als ob ihre Blicke ihn verfolgten. Mit einem gemachten Auflachen nahm er sich eine Zigarette.

Kate Bowman sah, daß seine Hand zitterte, als er das brennende Streichholz an den Tabak führte.

Georg Bruck sagte nichts.

Er wußte nur eins: Wieder einmal hatte Ortez ihn enttäuscht, hatte einen Zwischenfall gedankenlos herbeigeführt.

*

Am nächsten Tag lichtete der „Albatros" den Anker und dampfte der Guaranimündung entgegen.

Auf Deck stand, sorgfältig unter einer Persenning, ein länglicher Gegenstand.

Als Georg Bruck ihn entdeckte, stand gerade Kapitän Burns schmunzelnd daneben.

Er nickte grimmig.

„Maschinengewehr! So ein alter Trampdampferkapitän wie ich, ist auf alle Fälle eingerichtet."

Georg Bruck empfand es in diesem Augenblick wieder einmal deutlich: wenn Ortez und seine Gesellen ihn auch enttäuscht hatten, in Kapitän Burns hatte er jedenfalls einen ganzen Mann gefunden, auf den er sich verlassen konnte.

Als die Abendsonne sank, erschien im Hafenamt von Georgetown ein Neger, den eine ausgebleichte Uniformmütze und eine Armbinde trotz seiner nackten Beine und sonstigen mangelnden Bekleidungsstücke als einen großbritannischen Posthilfsboten kennzeichnete.

Er wandte sich fragend an den einzigen, noch anwesenden weißen Beamten, der abgespannt und ausgezogen von der Hitze des Tages in einem Korbsessel saß und sich immer wieder das Glas aus dem Sodawassersyphon füllte.

„Wo, Massa, liegen Schiff „Albatros"?"

Der Beamte sah den Schwarzen aus müden Augen an. Sein fiebergelbes Gesicht war unbeweglich.

„„Albatros"? Ist schon fort, den Fluß hinauf. Was gibt es denn?"

„Kabeltelegramm für Massa Georg Bruck!" meldete der Schwarze.

Der Weiße dachte nach.

„Sag deinem Massa Postmeister", entschied er endlich, „er soll es liegen lassen, bis sie wiederkommen." Ein geisterhaftes Lächeln huschte über seine Züge. „Wenn sie überhaupt wiederkommen."

*

Der „Albatros" stampfte vorsichtig den Fluß hinauf. Er hält sich in der Mitte seiner Breite.

Drüben liegt die grüne Masse des Urwaldes, brütend unter der Schwüle des Tages, unheimlich, drohend, aber nicht still. Die Menschen auf dem Schiff wissen das. Sie sind bereit, in jeder Minute dem zu begegnen, was kommen kann.

Manuel Ortez scheint wie verwandelt. Wo ist seine Trägheit, seine Nachlässigkeit geblieben? Das fragt sich Georg Bruck immer wieder, wie er jetzt den Mexikaner beobachtet, der auf Deck neben ihm steht und mit einem Feldstecher das linke Ufer abspäht. Dabei zuckt es nervös in dem Gesicht des Mannes. Eine innere Unruhe scheint ihn gepackt zu haben.

Spürt er wie Georg Bruck, wie sie alle hier, das Nahen einer entscheidenden Stunde?

Auch Georg Bruck hebt das Glas an die Augen. Er hat schon seit Tagen dasselbe Gefühl wie Ortez. Irgend etwas ist da drüben los. Wie oft schon sind die Vögel aufgeflogen am Uferrand ohne erkennbare Ursache. Wie oft schon hatte er den Eindruck, als sei da eine Belebung, die nicht von Tieren, die von Menschen stammen mußte.

Ortez läßt das Glas sinken. Sein Gesicht trägt einen entmutigten, finsteren Ausdruck.

„Nichts!" sagt er nur.

Georg Bruck sieht ihn scharf an.

„Es ist, als ob Sie von dort drüben etwas Besonderes erwarteten, Ortez!" kann er sich nicht enthalten zu sagen. Das Benehmen dieses Mannes wird ihm immer rätselhafter.

Ortez schüttelt den Kopf.

„Sie wissen, Mister Bruck, man muß in diesen Gegenden auf alles gefaßt sein."

Der junge Farmer nickt.

Ortez sieht nicht mehr nach dem Ufer. Er ist hart an die Reeling getreten und starrt nieder in das grüne Wasser.

„Ich glaube", sagt er plötzlich und mehr zu sich selbst, „ich glaube, ich bin zu lange in den großen Städten gewesen. Sie machen uns Männer weich und schlecht. Ich hätte nie hingehen sollen."

Georg Bruck sieht ihn verwundert an.

„In den großen Städten, Ortez? Wo waren Sie denn da?"

„In Chikago!" sagt Ortez verloren.

„In Chikago?" fragt Bruck erstaunt, „war das, bevor Sie mit Bob Deal auf Expedition gingen?"

Plötzlich aber ist die Träumerei des Mexikaners so schnell vorüber, wie sie gekommen ist.

„Ja," sagt er hart, „ich wünschte, ich hätte Chikago nie gesehen. Man taugt nicht mehr recht für die Wildnis, wenn man — —"

Er beißt sich auf die Lippen und schweigt.

Kapitän Burns ist es, der diesem seltsamen Gespräch endgültig den Faden abschneidet. Mit langen Schritten kommt er von der Brücke herab auf die beiden zu.

Sein Gesicht ist nicht gerade sehr vergnügt.

„So, jetzt sind wir soweit, daß wir nicht weiter können", erklärt er grimmig. „Wir kommen an die ersten Stromschnellen. Eine Kleinigkeit wäre es für Kanus sie zu passieren. Der „Albatros" muß darauf verzichten, will er nicht ein Wrack werden. Der Lotse sagt es auch. Ich habe Ihnen also zu melden, Mister Bruck, daß der „Albatros" das Seine getan hat für die Expedition. Sie haben zu entscheiden, was nun geschehen soll."

Die drei Männer sahen sich an.

„Wir werden, wie verabredet", sagt Bruck endlich, „hier eine günstige Ankerstelle für den „Albatros" suchen müssen, um dann das Schiff als Ausgangsbasis und Stützpunkt für die Landexpedition nach dem Ort zu benutzen, wo Bob Deal gefangen ist. Was raten Sie, Ortez? Sie müssen ja hier einigermaßen Bescheid wissen."

Der Mexikaner wirft einen rätselhaften Blick nach dem Ufer hinüber.

„Wenn mich nicht alles täuscht, Mister Bruck", sagt er zögernd, „dann haben wir es vielleicht gar nicht mehr weit bis zu jener Stelle, an der wir damals überfallen wurden. Ich habe mir das schon überlegt. Aber sicher bin ich nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Der Meister.

Skizze von **Bernhard Schulz.**

Meister Ehrbeck war ein sonderbarer Kerl, ein grober Klotz, wenn man will, ernst und trocken, viel zu trocken für die fröhlichen jungen Arbeiter, die da in seiner Abteilung an der Drehbank hantieren. Als Ehrbeck sein „Fünfundzwanzigjähriges" feierte, schenkte ihm die Firma eine Reise, einen dreiwöchigen Urlaub.

Wohin er fahren wolle, hieß es, das möge er selbst bestimmen. In die Berge fahren, den Wald sich färben sehen, den Geruch der Erde spüren —?

Es kam plötzlich so über ihn. Jaja, in den Herbst fahren, das wollte er. Wie lange hatte er dies auch nicht gehört: Das Orgeln des Sturmes über waldbestandene Höhen, den Schrei der Wildgänse und den Ruf der Hütebuben? Als Schulkind hatte er da oben im Gebirge die Kühe gehütet. Sonne, Regen, Sturm und Glück. Aber das war nun schon lange her, er wußte kaum noch, wie einfach damals alles gewesen war. Seitdem hatte er immer nur am Amboß gestanden und den Stahl brüllen hören . . .

Als er die weite Reise endlich hinter sich hatte und mit dem Bimmelbähnchen ins Dorf hinaufdampfte, kam er sich vor, als ob er gar nicht mehr er selbst sei, sondern irgendein anderer Mann, den sie weggeschickt hatten.

In einem bäuerlichen Gasthaus bezog er Quartier, und da stand er nun, Meister Ehrbeck, und hatte das Gefühl, als überzögen sich seine Hände mit dickem roten Rost. Noch nie war er um diese Stunde müßig gewesen, es war so seltsam für ihn, im Sonntagsanzug hier herumzusitzen und das Leben des Dorfes und seiner Bauern an sich vorbeipulsen zu spüren. Er gehörte zu jenen Menschen, denen das Arbeiten in den Knochen sitzt wie den Bäumen der Wind, ihre Hände können niemals ruhen.

Der Meister ging in die Felder und sah den Leuten zu, wie sie mit Stolz und Eifer bei der Sache waren, nicht achtend des einsamen Mannes, der da am Weidepfahl lehnte und über die Berge schaute, den Himmel überflog und am lodernden Feuer des Waldes haften blieb.

Ja, so war es auch damals gewesen, als er noch ein Knabe war, und so hatte er es all die Zeit über im Sinn gehabt: Blaue Berge und braungoldener Wald, silberne Wolken und Ruf der Hütebuben von weither. Er freute sich so, dies wiederzuerleben.

Ein paar Tage ging er still und versonnen einher scheinbar zufrieden, aber doch spürte er seine Hände schwer und lästig wie Gewichte, die mitzuschleppen ihm nun einmal befohlen war. Seine Wirtsleute wunderten sich über seine Art zu gehen und zu kommen und da zu sein. Beinahe hätten sie ihn gefragt, ob er krank sei. Der wird schon sein Kreuz zu tragen haben, meinten sie unter sich, wenn einer nur wüßte, wie ihm zu helfen wäre. Aber Ehrbeck wurde immer trübsinniger, es war nicht seine Art, müßig zu sein, der Herbst hatte ihn so richtig in seinen Fängen, es war ihm wie dem Wald, dem der Sturm die Kleider vom Leibe reißt — nackt und hilflos steht er da, und stöhnt, und wiegt sich hin und her und weiß nichts mit sich anzufangen.

„Arbeiten, wenn's mögen", sagte ein Bauer lächelnd zu ihm. Er war gerade im Begriff, mit seinen Leuten ins Feld zu gehen, zur Kartoffelernte. Was er denn für einen Metallarbeiter zu schaffen hätte? „Nun", meinte der Bauer, „ist die Erde etwa kein Ding zum Schmieden und Kneten?". Komm ruhig mit!"

Und der Meister Ehrbeck zog vom Knecht den Rock an und zerrte die schweren Stiefel an seine Füße. Gebückt schritt er hinter dem Pfluge her und sammelte Kartoffeln in seinen Drahtkorb. Erst ging es leicht, nachher wurde es immer schwerer. Er mußte die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht laut zu stöhnen. Seine Hände überzogen sich mit einer dicken Kruste.

Schweigend pflügte der Bauer an ihm vorbei, er sah ihn ganz als einen der Seinen an. Da fiel alle Unlust und Qual von Ehrbeck ab. Die Arbeit ging jetzt wie von selbst. Die weißen Schwaden der Kartoffelfeuer umwebten ihn. Am Waldrand brachen Rehe durchs Gehölz. Hier auf dem freien Felde schmeckte ihm das Essen wie noch nie in seinem Leben, stark duftete die braune mütterliche Erde zu ihm empor. Am Abend war sein Kreuz lahm, und seine Knochen schmerzten ihn, aber er wußte nun, wie schön es war, auf dem Acker zu arbeiten und den Herbst dahinschreiten zu spüren. Im Grunde war es dies, was ihn zu der Reise verlockt hatte: er wollte einmal ganz der alten Erinnerung sich hingeben dürfen.

Auch am nächsten Morgen ging er wie einer, der dazugehört, auf den Acker hinaus. Mit Frauen und munteren Buben las er unermüdlich die blanken Früchte aus der geöffneten Scholle. Er trank den Herbst in sich hinein, er konnte nicht genug davon bekommen, von Geruch und Schwere, von Sonne und Windgebraus, und sein Herz tat sich weit auf. Wenn der Bauer an ihm vorbeipflügte, nickten sie sich zu, wie es Männer tun, die in ihrer Freundschaft überein gekommen sind. Sie sprachen aber kaum ein Wort miteinander, nur am Abend in der geheizten Stube daheim, genossen sie den dicken obstduftenden Bauernfrieden, während der Sturm über die Berge heulte und der Regen gegen die Scheiben sang.

Als der Bauer, dem er beim Sammeln geholfen hatte, ihm den Lohn in Geld auszahlen wollte, wie es Sitte war, wehrte der Meister mit beiden Händen ab. Geld? Nein, das wollte er nicht, das nahm er nicht an. Aber Kartoffeln, ja, die sollte er ihm geben. Für die Deutsche Nothilfe, sagte er, mir haben die Kartoffeln mehr Segen gebracht, als sich in Zentnern ausdrücken läßt.

Ruth Schaumann:

Alle Flüsse geh'n und enden . . .

Alle Flüsse geh'n und enden,
Wo sich Salz der Welle mischt,
Hügel ruh'n und Wälder spenden,
Daß der leise Schmerz erlischt,
Graue Türme werden golden,
Zeit schließt ihres Ringes Rund,
Und des Hirten Lämmerdolden
Blüh'n herab vom Felsengrund.

Was beklagen wir die Reise,
Sanft vom Tau der Nacht getauft?
Immer wird uns Trank und Speise,
Sei's erbeten, sei's erkauft.
Hügel, Herden, Dom und Hütten
Säumen bunt der Ströme Lauf,
Und der Mähder hebt die Schütten
Für des Pilgers Ruhe auf.

Keine Stäbe in den Händen,
Und doch wandern wir so sehr —
Alle Flüsse geh'n und enden
Ahnungsvoll im fernen Meer.
Fische schweben, Möwen nippen,
Welle rinnt, und Salz verdorrt —
Blick empor: Der Sonne Lippen
Trinken still ein Wölkchen fort.

Grenzerschicksal.

Kurzgeschichte von **Bernhard Faust.**

Zur Zeit der Vortrecker, als die Buren um der Freiheit willen nordwärts zogen, wohnte im Bezirk Graafreinet ein Farmer namens Piet du Plessis.

Eines Tages arbeitete Piet in seinem Garten, als aus der Pad zwei Buschmänner traten und Reis bettelten. Da er sich ihrer Not erbarmte, gab der Weiße, was er entbehren konnte, bereute es aber, als am nächsten Morgen eine Schar die Farm umlagerte.

Was das bedeute, fragte Piet du Plessis, doch die Neger schlichen ohne Antwort näher, nur daß sie die Hand hohl öffneten. Gegen Arbeit könne man erhalten, was des Leibes Notdurft benötige, erklärte der Farmer, aber sie schüttelten die Köpfe: Ohm Piet möge doch gegen gutes Kapgeld einige Pfund Reis für ihre kranken Weiber und Kinder verkaufen, für die Arbeit sei man zu schwach. Dabei wiesen sie einige Münzen vor.

Der Bur, der neben der Landwirtschaft einen Laden hielt, stieß den Spaten in den Sand und ging zum Lagerraum, um die Ware zu holen. Girren und Geschnalz folgten ihm, doch er jagte das Gesindel barsch zurück und hieß es vor der Tür warten. Eine Weile blieben die Neger, wohin er sie scheuchte, dann drängten sie nach. Als Piet du Plessis, ohne die Gefahr zu ahnen, das Gewehr an die Wand stellte und sich über die Tonne beugte, um den Reis, den sie begehrten, in ein Säckchen zu schaufeln, saß ihm schon der erste Schlag im Nacken, und bevor es ihm gelang, den Kopf emporzureißen, sauste der Kirri ihm zum zweitenmal auf den Schädel.

Nun ist ein Grenzer nicht so leicht zur Strecke gebracht, geschweige, daß ein Burenschädel von dem Hieb einer Kaffernkeule geborsten wäre. Zwar taumelte Piet in augenblicklicher Stumpfheit durch den Raum, dann griff er mit klarem Besinnen nach dem Gewehr und stürzte ins Freie. Ein nachgeschossener Pfeil traf seinen Arm, und obwohl er ihn sofort aus der Wunde zog, war er gewiß, daß hier das Gift des Geschosses den Tod bedeute. Nur wenige Stunden blieben Piet du Plessis, um Hilfe zu holen.

Eine Mannschaft des nächsten Feldkornetts befand sich zweihundert Kilometer von der Farm entfernt, gleichweit rings die Nachbarn. Schon fühlte Piet du Plessis, wie sich das Gift mit lähmender Eile im Körper ausbreitete. Des nahen Endes überzeugt, lief er in den Stall, bestieg sein Pferd, rief seiner Frau einige Verhaltungsmaßnahmen zu und war bald unerkannt hinter der nächsten Düne verschwunden.

Man muß bedenken, daß die Abwehr längst bestimmt, jeder Handgriff vor der Gefahr erwogen und verteilt war; so verrammelte die Farmerin ruhig das Haus und hielt sich den lärmenden Haufen mit einigen Schüssen vom Leibe. Sie trug ein Kind unter dem Herzen und hätte, wie es die Vorsicht gebot, nicht um Hilfe reiten oder sich an der Seite ihres Mannes retten können.

Bedrohlich wurde die Gefahr erst, als die Munition auf die Neige ging und keine Rettung nahte. Das war am zweiten Abend. Die Angreifer ahnten, daß sie Sieger blieben in diesem ungleichen Kampf, und die Verwegensten schlichen nachts ans Haus und tasteten nach dem Türriegel, dann hoben und stemmten sie an den Bohlen. Schon schwangen sich einige über die Brüstung der Fenster, als der Feldkornett an der Spitze seiner Mannschaft in den Hof sprengte und die Meute vertrieb.

Behutsam, schwerfällig und doch zärtlich und Schmerzen tröstend, demütig vor dem Schicksal, wie es nur ein Soldat fähig ist, der an das Schicksal glaubt, gestand der Retter, als die Farmerin nach ihrem Mann verlangte, daß dieser dort ruhe, wo der Friede alle eint und versöhnt. Da schlug es die Farmerin hart zu Boden. Erschüttert sah er, hilflos in seinem tapferen Herzen, daß alle Hoffnung auf dem bleichen Frauenantlitz wich.

Wochenlang wehrte sich die Grenzerin gegen das Leben. Als das Leben dennoch ihren Willen bezwang, verließ sie die Stätte ihres Glücks, das Gewehr und die alte Hauspostille in der Hand, und kaufte sich in der Nähe des Grenzpostens ein Haus, Weide und Vieh, um einen Menschen zu ernähren. Hier lebte die Frau des Buren Piet du Plessis in völliger Zurückgezogenheit. Nur wenn der Feldkornett gerufen wurde, den Farmern Hilfe zu bringen vor den Negern, sattelte sie ihr Pferd und begleitete den Trupp. Nach der Heimkehr schnitt sie einen Kerb in den Pfosten der Tür, manchmal zwei, mehrere zuweilen, setzte sich an den Tisch und las die Stelle in dem alten Andachtsbuch, wo Auge um Auge, Zahn um Zahn, verheißen wird, wer tapfer und gläubig ist.

Achtzig Jahre wurde diese Frau, wie die Geschichte der Buren berichtet, und lebte sechzig Jahre ihrer Rache. In der Todesstunde bat sie den Geistlichen, der ihr den letzten Trost gab, die Zeichen am Türpfosten zu zählen, und es fanden sich viele. Als die Sterbende die Zahl wiederholte, glitt ein befreiendes Lächeln um die Bitternis ihres Mundes:

„Jeder Schnitt zählt ein Leben", sagte sie, als der Pfarrer nach der Bedeutung dieser seltsamen Schrift fragte. „Jeder Kerb das Leben eines Buschmannes: so rächte ich, die sie mir nahmen."

Sie bat, daß man ihr Gewehr und Buch in den Sarg lege, und starb, ungebrochen und mit dem Leben versöhnt, eine heldische Frau inmitten von Männern.



Bunte Chronik

Jeanne d'Arc auf dem Friedhof.

Auf zahlreichen Plätzen Frankreichs erinnern Denkmäler an die mittelalterliche Nationalheldin, die Heilige Johanna, nur nicht an jener Stelle, an der die Jungfrau von Orleans der Ketzerei für schuldig befunden and zum Tode auf dem Scheiterhaufen verdammt wurde: auf dem Friedhof des Rouener Klosters Saint-Ouen. Die Bürger von Rouen empfanden diesen Mangel schon lange als eine der historischen Vergangenheit ihrer Stadt unwürdige Tatsache. Deshalb wurde am Sonntag ein Denkmal der Heiligen Johanna an der gleichen Stelle errichtet, in der vor mehr als 500 Jahren die Nationalheldin und Retterin der Franzosen als Hexe verdammt und einem grausamen Tode überliefert wurde.

Jeanne d'Arc hat der Bildhauer in ein langes Gewand gekleidet. Ihr Kopf ist leicht nach hinten zurückgelehnt. Die Augen sind halb geschlossen, und auf ihrem Gesicht malt sich tiefer Schmerz und stille Resignation. In der rechten Hand hält sie das soeben unterzeichnete Bekenntnis. Mit der linken Hand weist sie energisch die Zumutung und Drohung zurück, daß man sie überführt habe und daß sie deshalb auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden müsse.



Lustige Ecke



Die kurzsichtige Antiquitätenhändlerin: „Für den alten Pelzkragen können Sie nicht viel bekommen — die Motten sind ja drin gewesen!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.